

Eine Herausforderung für die Journalisten

Franziskus und seine mitunter subversiven Formen der Kommunikation bergen auch Risiken. *Von Ludwig Ring-Eifel*

Der erste Papst aus Lateinamerika ist seit dem Moment seiner Wahl ein Medienereignis. Vergleichbar wohl nur mit Johannes Paul II. ist er von Anfang an zum Liebling der internationalen Medien geworden. Jede Geste und viele seiner Worte werden massenmedial verbreitet und von Journalisten kommentiert und gedeutet. Da er im Zeitalter der sozialen Medien Papst ist, in denen neben professionellen Journalisten auch halbprofessionelle Blogger und nichtprofessionelle Nutzer Bilder und Botschaften millionenfach transportieren und kommentieren, hat er mehr kommunikative Möglichkeiten als alle seine Vorgänger. Wie wichtig dieser zusätzliche Strang sozial-medialer Verbreitung ist, lässt sich an zwei Beispielen belegen.

Ein Gradmesser für die Aufmerksamkeit, die er weltweit genießt, ist die Zahl seiner „Follower“ beim Kurznachrichtendienst Twitter. Hier hat Franziskus mit mehr als 11 Millionen Followern fast schon die Bekanntheit von Stars wie Lady Gaga oder Barack Obama, die es jeweils auf mehr als 35 Millionen Follower bringen. Und dass er unter den Menschen, die seine Botschaften auf Twitter lesen, noch mehr Akzeptanz findet als der US-Präsident, lässt sich daran ablesen, dass jede der Kurz-Botschaften von Franziskus im Schnitt 11 000 Mal retweeted (weiterverbreitet) wird. Barack Obama schafft es durchschnittlich nur auf rund 2300 Retweets bei seinen Kurz-Mitteilungen.

Papst des Twitter- und Facebook-Zeitalters

Ein echter Twitter-Papst ist Franziskus aber nicht nur wegen der großen Zahl von Followern, sondern deshalb, weil seine Botschaften sich inhaltlich und sprachlich bestens zum Twittern eignen. Im Schreiben „*Evangelii gaudium*“ stehen Sätze, die per se Twitter-kompatibel sind, etwa: „Es tut uns gut, zu Jesus zurückzukehren, wenn wir uns verloren haben!“ Der Satz ist so kurz und einprägsam, dass er mit seinen knapp 70 Zeichen nur eine halbe Twitter-Nachricht braucht. Und so geht es weiter: „Nichts soll

Ludwig Ring-Eifel ist seit 2005 Chefredakteur der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA). Seit 1990 berichtet er für kirchliche Medien, von 1996 an für die KNA aus dem Vatikan.

stärker sein als SEIN Leben, das uns vorantreibt.“ Oder: „Es gibt Christen, deren Lebensweise wie eine Fastenzeit ohne Ostern erscheint.“ Oder: „Das Leben wird reicher, wenn man es hingibt; es verkümmert, wenn man sich isoliert und es sich bequem macht.“

Das alles sind keine theologisch bahnbrechenden neuen Erkenntnisse, aber sie sind allesamt kürzer als 140 Anschläge. Sie passen damit in ein Zeitalter und in eine Generation, die weitaus mehr über Kurzbotschaften als über Aufsätze und Bücher kommuniziert.

Kompatibel zum Twitter- und Facebook-Zeitalter sind auch die Foto-Botschaften des Papstes. Statt auf altertümliche Kostümierungen, die schwer zu deuten und zu übersetzen sind, setzt er auf einfache Botschaften wie eine schwarze Aktentasche, abgewetzte Schuhe, die Umarmung eines von Krankheit gezeichneten Menschen. Beliebt sind auch die sogenannten „Selfies“ mit dem Papst: selbstgeschossene Handyfotos, die den Macher mit dem freundlich lächelnden Papst auf dem Petersplatz zeigen. Die Social-Media-Kompatibilität des Papstes birgt Chancen und Gefahren. Auf der einen Seite steht die Kürze der Textbotschaften oder der ikonischen Inszenierungen, die sich hervorragend für die mediale und für die netzwerkgebundene Kommunikation eignet. Anders als im Benedikt-Pontifikat müssen die über den Vatikan berichtenden Korrespondenten nicht komplizierte theologische Gedankengänge mühsam in eine für Zeitungen kompatible Sprache übersetzen.

Auf der anderen Seite lauert die Gefahr jeder verkürzten Rhetorik. Einfache Weisheiten sind eingängig und bringen Sympathie, sie erschweren aber die differenzierte Darstellung einer komplexen Wirklichkeit. Exemplarisch dafür ist der Satz aus einem der berühmten Papst-Interviews der ersten Pontifikats-Monate, als Franziskus den päpstlichen Hofstaat als die „Lepra des Papsttums“ bezeichnete. Das kam polemisch und prägnant rüber, aber für eine differenzierte Auslegung war es nicht zuträglich. Meinte er den päpstlichen Hofstaat in der Geschichte? Oder den heutigen, der eigentlich gar nicht mehr als Hofstaat bezeichnet werden kann? In der Römischen Kurie waren nach diesem Ausspruch viele Mitarbeiter tief verunsichert und fragten, ob sie etwa damit gemeint seien. Auf die grundsätzliche Problematik der – inzwischen deutlich zurückgefahrenen – päpstlichen Interview-Freudigkeit werde ich weiter unten noch eingehen.

Einfache Weisheiten sind eingängig und bringen Sympathie, sie erschweren aber die differenzierte Darstellung einer komplexen Wirklichkeit.

.....

Der fremde Papst

Ein Papst ist immer auch eine Projektionsfläche. Auf den Mann im weißen Gewand projizieren Gläubige wie Kirchenhasser, linke wie rechte Katholiken oft auch ihre eigenen Träume oder Alpträume von Kirche und von einer nur knapp unter Gott stehenden Vaterfigur – und zwar im Guten wie im Schlechten. Bei einem Papst aus einem anderen Sprach- und Kulturkreis sind diese Projektionen noch einmal anders gebrochen als bei einem Papst aus dem eigenen Land.

Das galt für den positiv mit italienischen Attributen aufgeladen Johannes XXIII. und später auch für Johannes Paul II. Es waren in den deutschen Medien zunächst oft negative, später aber auch positive Attribute und Vorurteile über Polen und den polnischen Katholizismus, die seinerzeit auf den Papst projiziert wurden. Erst das Klischee des düsteren, mittelalterlich konservativen, verstockt polnischen Katholizismus, später dann das Idealbild des heroischen Freiheitskämpfers und des bewunderten mystischen Dulders mit slawischer Seele.

Beim deutschen Papst Benedikt XVI. war es anders. Abgesehen von der kurzen „Wir sind Papst“-Euphorie wurde seine Wahrnehmung in den Medien wesentlich geprägt von der Ratzinger-Phobie der früheren Jahrzehnte. Sie kam, insbesondere in der „Williamson-Affäre“ des Jahres 2009 in der „sprungbereiten Feindseligkeit“ gegen ihn zum Ausdruck, über die sich der Papst selbst mehr als einmal heftig beklagte.

Beim argentinischen Papst verlaufen die Projektionslinien wieder anders. Innerkirchlich, aber auch in vielen deutschsprachigen Leitmedien, ist die Kirche Lateinamerikas positiv besetzt mit Attributen, die sich mit Begriffen wie Armenpriester, Basisgemeinde und Befreiungstheologie verbinden. Dieser für Linke, aber auch für liberale Bildungsbürger positive Imagetransfer verläuft für den Papst hervorragend – abgesehen von einer kurzen Störung am Anfang, als Gerüchte über eine Kollaboration mit der einstigen argentinischen Militärdiktatur (1976–1983) auftauchten. In einer konzertierten Aktion gelang es damals unverdächtigen Zeitzeugen wie dem Friedensnobelpreisträger Adolfo Perez Esquivel, diese Zeitbombe so gründlich zu entschärfen, dass nichts von den Vorwürfen hängenblieb und das Image des neuen Papstes als „Freund der Armen“ keinen Schaden litt.

Die Träume von einer „Kirche an der Seite der Armen“, von aufrechten Kämpfern an der Seite des Volkes und sozial enga-

Auf den Papst projizieren Gläubige wie Kirchenhasser, linke wie rechte Katholiken oft ihre eigenen Träume oder Alpträume von Kirche.

gierten Katecheten in Basisgemeinden sind der Stoff, der vor allem das linke Gutmenschenherz erwärmt – und somit auch viele kirchliche wie nichtkirchliche Journalisten begeistert.

Die offensichtliche Chance, die darin besteht, dass eine Mehrheit der Medienschaffenden aufgrund ihrer eigenen Projektionen diesen Papst mag und ihm Vorschussvertrauen gibt, ist jedoch verknüpft mit Risiken. Das größte Risiko besteht darin, dass eigene Reform- und Veränderungsideen für die katholische Kirche mit der Agenda des Papstes vermischt werden, wie die beiden folgenden Beispiele illustrieren.

In „Evangelii gaudium“ schrieb Franziskus unter Verweis auf den Kirchenvater Ambrosius von Mailand: „Die Eucharistie ist, obwohl sie die Fülle des sakramentalen Lebens darstellt, nicht eine Belohnung für die Vollkommenen, sondern ein großzügiges Heilmittel und eine Nahrung für die Schwachen.“ Vor allem in deutschen Medien wurde dies als Beitrag zur Diskussion um den Sakramentenempfang für wiederverheiratete Geschiedene gedeutet. Der Papst selbst stellte das richtig und dementierte den hineininterpretierten Zusammenhang. Er tat dies in einem Interview, das er im Dezember zwei Journalisten der italienischen Tageszeitung „La Stampa“ gab.

Das große Risiko besteht darin, dass die Medienschaffenden eigene Reform- und Veränderungsideen für die Kirche mit der Agenda des Papstes vermischen.

Ähnlich erging es ihm wenige Monate zuvor mit einem Satz zur Abtreibung auf dem Rückflug vom Weltjugendtag in Rio de Janeiro. Im Flieger sprach er über eine Frau, die nach Abtreibung, Scheidung und erneuter Heirat zur Beichte kommt. „Was macht da ein Beichtvater?“, fragte der Papst rhetorisch und ließ die Antwort offen. Er insinuierte, dass er in diesem Fall für Barmherzigkeit plädiere. Am nächsten Tag schrieben italienische Zeitungen, der Papst „öffne“ die Haltung der Kirche zur Abtreibung. In der Woche danach richtete derselbe Papst ein Grußwort an eine Gruppe von Lebensschützern und benutzte dabei eine Diktion, die an Schärfe kaum zu überbieten war. Er sagte, mit jedem Kind das im Mutterleib getötet werde, werde auch Jesus getötet. Diese Worte waren in keinem Leitmedium zu lesen, sie passten einfach nicht ins Bild.

Journalisten verhalten sich bei kognitiven Dissonanzen zunächst nicht anders als Menschen im normalen Leben: Wenn sie auftreten, blendet man den nicht genehmen Teil der Wirklichkeit aus, solange das irgendwie geht. Eine andere Strategie besteht darin, dunkle Kräfte von außerhalb anzunehmen, die sich der päpstlichen Lichtgestalt und seinen guten Ideen entgegenstemmen und versuchen, sie zunichte zu machen.

Auch diese Strategie ist inzwischen weit verbreitet und wurde unter anderem in einem großen Dossier der „Zeit“ gepflegt. Sie erklärte kurz vor Weihnachten, die Überlebenden aus der Benedikt-Ära, vor allem die Erzbischöfe Georg Gänswein und Gerhard Ludwig Müller, seien nun hinter den Kulissen als Widersacher des Reformpapstes tätig. Dass Franziskus denselben Müller dann wenig später zum Kardinal erhob, passte dann freilich auch wieder nicht mehr in dieses Konzept.

Der Papst der „subversiven Kommunikation“

Befördert wird die oft ungenaue Wahrnehmung der Worte des argentinischen Papstes durch dessen sehr eigenen Kommunikationsstil. Weit häufiger als seine Vorgänger kommuniziert Franziskus am vatikanischen Medien- und PR-Apparat vorbei. Es ist eine, wie oben angedeutet, mitunter auch riskante „subversive“ Form der Kommunikation.

Ihre effizienteste, aber auch gefährlichste Variante ist die Kommunikation über unbestätigte Gerüchte. Das begann mit dem nie verifizierten und nie dementierten angeblichen Papstwort „Der Karneval ist vorbei“, mit dem Franziskus dem verletzten päpstlichen Zeremonienmeister Guido Marini gleich nach der Wahl erklärt habe, warum er weder rote Schuhe noch die Mozzetta tragen will. Selbst in einem Leitartikel der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ wurde das nie bestätigte Zitat zu einem zentralen Argument. Wenige Wochen später tauchte ein nicht autorisiertes Gesprächsprotokoll lateinamerikanischer Ordensleute im

Der argentinische Papst geht auch bei Interviews sehr eigene Wege, die immer wieder den vatikanischen Apparat außen vor lassen.

Internet auf. Ihnen habe der Papst gesagt, dass sie eventuelle Mahnschreiben aus der Römischen Glaubenskongregation zu gewagten pastoralen Initiativen zwar beantworten, dann aber weitmachen sollten wie zuvor. Diese mutmaßliche Relativierung der disziplinarischen Kraft der Glaubenskongregation wurde ebenfalls nie bestätigt oder dementiert, dessen ungeachtet wird sie aber häufig zitiert.

Etwas kontrollierbarer als die Kommunikation über Gerüchte ist die über Interviews. Aber auch hier geht der argentinische Papst eigene Wege, die immer wieder den vatikanischen Apparat außen vor lassen. Dazu zählt das große Interview mit der „Civiltà Cattolica“, das zeitgleich und in mehreren Sprachen in mehreren Jesuitenzeitschriften rund um den Globus erschien. Das vatikanische Presseamt war in den Vorgang nicht involviert, und die Übersetzungen enthielten manche Ungenauigkeiten.

Doch diese Unzulänglichkeiten waren gering im Vergleich zu dem Gespräch, das der Papst dem greisen Gründungs-Publizisten der linksliberalen römischen Tageszeitung „La Repubblica“, Eugenio Scalfari, gewährte. Der bekennende Agnostiker führte das lange Gespräch ohne Aufzeichnungsgerät und Notizblock und rekonstruierte es später nach Gutdünken als „Interview“ über mehrere Zeitungsseiten. Inzwischen liegt es auch in Buchform vor. Es enthielt jedoch in wichtigen theologischen Passagen so schwerwiegende Irrtümer, dass der Vatikan den Text von allen seinen Internetseiten wieder entfernte. Gleichwohl hatte er es auch als Druckversion im „Osservatore Romano“ publiziert, so dass theologisch haltlose, dem Papst zugeschriebene „Aussagen“ zu Themen wie Gott und Sünde auch noch quasi offiziell verbreitet wurden.

Die „Kommunikation im Ungefähren“ hat Vorzüge: Der Papst kann Testballons starten und die externen und internen Reaktionen abwarten.

Die unterschiedlichen Varianten einer päpstlichen „Kommunikation im Ungefähren“ haben viele Vorzüge: Der Papst kann Testballons starten und sehen, wie die Reaktionen in der Öffentlichkeit, aber auch in den eigenen Reihen sind. Schlimmstenfalls kann er Falschaussagen oder Irrtümer dementieren lassen. Oder aber er lässt die Dinge in der Schwebelage und korrigiert sie später ganz leicht, etwa durch klarere Aussagen in einem päpstlichen Lehrschreiben, wie er es etwa in „Evangelii gaudium“ zum Thema Abtreibung getan hat.

Die Nachteile sind aber ebenso evident und vor allem für kirchennahe Medien schmerzlich. Während andere Medien auch Halbwahrheiten, Ungefähres und Gerüchte transportieren können, müssen die kirchennahen bzw. kirchlichen Medien wie zum Beispiel die Katholische Nachrichten-Agentur auf das achten, was gesichert ist. So kann es zu der ungewöhnlichen Situation kommen, dass kirchenferne Medien ein „geschöntes“ und überhöhtes Bild des Papstes zeichnen, während kirchennahe Medien sich in Zurückhaltung üben oder ein Bild entwerfen, das neben strahlendem Weiß auch einige Grautöne enthält.

Langfristig ist aber eine ins Positive verzerrte Franziskus-Begeisterung gefährlich. Dass den Hosianna-Rufen nicht schon bald das „Kreuzigt ihn!“ folgt, wenn der Papst dann doch nicht die Innovationen liefert, die manche von ihm erhoffen, verhindern kirchliche Medien am besten, indem sie sachlich und umfassend berichten und irreführende Projektionen ebenso vermeiden wie einen neuen Personenkult.